

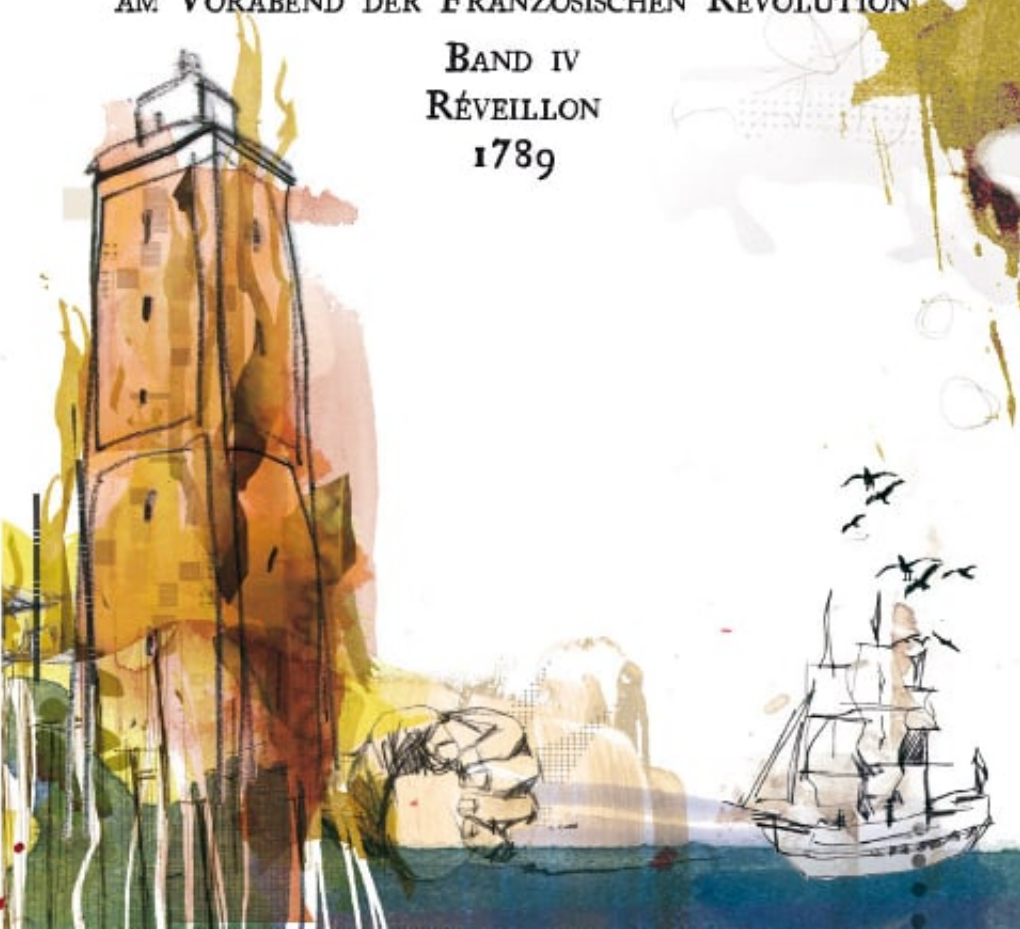


RICHARD K. BREUER

Penly

FRAGMENT EINES BLUTBADES
AM VORABEND DER FRANZÖSISCHEN REVOLUTION

BAND IV
RÉVEILLON
1789



IMPRESSUM

Richard Breuer
Bäuerlegasse 17/22
1200 Wien

BAND I	<i>Tiret</i>	ISBN 978-3-9502498-1-1
BAND II	<i>Brouillé</i>	ISBN 978-3-9502498-2-8
BAND II	<i>Madeleine</i>	ISBN 978-3-9502498-3-5
BAND IV	<i>Penly</i>	ISBN 978-3-9502498-4-2

BAND IV April 1789. Normandie. In der ehemaligen Hafenfestung von Penly soll fröhliche Hochzeit zwischen dem polnischen Gelehrten Aleksander Mickiewicz und der älteren Tochter der Opaliński abgehalten werden. Während man über ein kurz zurückliegendes Verbrechen rätselt – »Hat der Sohn seine Mutter tatsächlich kaltblütig in die Tiefe gestürzt?« – wird vor dem Haupttor ein Gast der Feierlichkeit hinterrücks erschlagen. Als Schuldiger wird der junge Amerikaner Thomas Duport ausgemacht. Doch Marquis d'Angélique denkt nicht daran, Duport auszuliefern und löst damit eine blutige und brutale Konfrontation aus, die am Ende 13 Leichen und eine wütende Seele in der Festung zurücklassen wird.

ÜBERLIEFERTE PASSAGEN Aufzeichnung von Réveillon.

RICHARD K. BREUER, geb. 1968, lebt und arbeitet in Wien.

INFORMATIONEN: <http://www.1668.cc>

INHALT

- 68- EIN DRECKIGES DUTZEND 15
- 69- *Réveillon* 32
- 70- KEINE BOUILLABAISSÉ IN PENLY 50
- 71- FEUER UND HOLZ 64 (Karte)
- 72- BRENNENDES GEHEIMNIS 84
- 73- DER TOD KLOFFT AN DIE PFORTE 103
- 74- EIN STEIN KOMMT INS ROLLEN 113
- 75- DAS BLUT IN DER KAPELLE 124
- 76- DER KURZWEILIGE POSTILLON 136
- 77- RÄNKE UND REIME 143
- 78- EINE IDEE, KEIN PLAN 171
- 79- VERWUND(ER)UNGEN 186
- 80- DAS LETZTE GEFECHT 210
- 81- DIE KÖNIGLICHE KAVALLERIE 242
- 82- AUF DIE TURMSPITZE GETRIEBEN 258
- 83- HINTERRÜCKS 269
- 84- DIE GESCHICHTE EINER VERBOTENEN LIEBE 282
- 85- 13 LEICHEN UND EINE WÜTENDE SEELE 297
- 86- ZWEI HELLE STERNE UND EIN SPUCKNAPF 307

ANMERKUNGEN 324

EPILOG

Der Kapitän schreitet durch das Haupttor, das von zwei Soldaten gesichert wird. Im Hof stehen der Infanterieleutnant und sein Unteroffizier über eine Leiche gebeugt. Als der Leutnant den Kapitän bemerkt, richtet er sich auf und geht auf ihn zu, während der Unteroffizier ein Tuch über die Leiche breitet.

»*Commandant*«, nimmt der Leutnant Haltung an.

Der Kapitän lässt seine Augen über den Innenhof schweifen.

»Wissen Sie, was hier vorgefallen sein könnte?«, fragt der Kapitän nach einer Weile.

»Nein, *commandant*.«

»Wie viele Tote gibt es?«

»Bis jetzt haben wir ein Dutzend Leichen gezählt, *commandant*.«

»Gut. Ich möchte, dass Sie sich hier alles notieren und darüber ein Protokoll anfertigen. Das Original fügen Sie dem Logbuch hinzu, eine Abschrift ergeht an das Marineministerium. Lassen Sie den Schiffsarzt auf die Insel kommen. Er soll sich die Wunden der Leichen ansehen und im Protokoll festhalten.«

»Jawohl, *commandant*!«

Der Leutnant instruiert den Unteroffizier, der schnellen Schrittes in Richtung Anlegestelle eilt.

Der Kapitän blickt sich ein weiteres Mal um, dann geht er zur Wendeltreppe, nimmt die Stufen nach oben und kommt zum Eingang der Kapelle. Er drückt gegen die halb geöffnete Tür, die quietschend aufgeht. Ein fürchterlicher Gestank dringt an seine Nase. Aus seinem Offiziersrock holt er ein blütenweißes Stofftuch und hält es sich vor die Nase. Er macht einen Schritt hinein und muss darauf achten, nicht in Blut oder Erbrochenes zu treten. Er schlägt die Decke von der ersten Leiche, die gekrümmt am Bo-

den liegt, zurück. Ein Junge, dem noch kein Bart gewachsen ist, stellt der Kapitän fest. Er sieht sich weiter um. Ein zersplittertes Lavoird, daneben ein Eimer mit Wasser. Ein Toter ist in ein Laken eingewickelt, weshalb der Kapitän davon ausgeht, dass die Leiche hier bereits länger aufgebahrt wurde. Am Kopfende der Kapelle liegt eine weitere Leiche. Der Kapitän schlägt auch hier die Decke weg und findet einen Leichnam mit zerquetschtem Schädel vor. Der Kapitän hat schon viele Gefechte erlebt, aber dass es auch in einer Kapelle, einer geweihten Stätte, zu solch einem schaurigen Gemetzel kommen kann, übersteigt seine Vorstellungskraft.

• • • •

EIN DRECKIGES DUTZEND

Thomas Duport wartet, bis sich Stella di Morosini auf die Holzbank gesetzt hat. Er ist aufgewühlt. Sein Herz schlägt schneller. An diesem sonnigen Frühlingsmorgen, die Kühle der Nacht ist noch zu spüren, ist er mit der reizenden Südländerin auf eine Lichtung spaziert, nur wenige Gehminuten von jener Gastwirtschaft entfernt, in der die illustre Reisegesellschaft am Vorabend Quartier bezogen hatte. Stella trägt ein einfaches Kleid, sehr unüblich für eine adelige Dame, und darüber ein kurzes gefüttertes Mäntelchen. Ein kleiner Hut ziert ihr pechschwarzes Haar, das sie wohl in aller Eile mit Spangen und Nadeln aufgetürmt hat. Stella nimmt vorsichtig auf der Holzbank Platz. Sie richtet ihr Kleid. Als sie damit fertig ist, blickt sie zu Duport, der an ihrer Seite steht und noch immer wartet, auf ein Zeichen, dass er sich ebenfalls setzen darf. Aber Stella gibt es ihm nicht. Sie blickt eine Weile in das Gesicht des jungen Amerikaners. Hätte er sich damals nicht mit dem Pöbel eingelassen, er wäre heute ein schöner Jüngling, denkt sich Stella und bedeutet ihm näher zu kommen. Duport beugt sich ein Stück zu ihr. Und noch ein Stück. Dann, er weiß nicht, wie ihm geschieht, spürt er die weichen venezianischen Lippen auf den seinen. Kurz. Stella löst sich. Duport richtet sich gerade. Seine Wangen röten sich.

»Möchten Sie sich nicht zu mir setzen, Signor Duport?«

»Ja ... das würde ich sehr gerne, Madame Morosini.«

Duport hüstelt verlegen, dann lehnt er seinen Gehstock an die Rücklehne der Bank, schlägt seine Rockschoße weg und nimmt Platz. Das Herz schlägt ihm bis zum Hals. Endlich ist er mit Stella allein. Endlich bietet sich ihm eine ausgesprochen gute Gelegen-

heit, sich ihr zu offenbaren und vielleicht eine Kostprobe dieser besonderen *Vanillefrucht* zu erhaschen. Aber Duport, mit vielen Gedanken ringend, starrt nur zu Boden. Eine Weile ist es still. Stella schweigt. Duport schweigt. Vögel werden im Wald aufgeschreckt und flattern davon.

»*Il bosco* ... der Wald hier ist unheimlich.«

Duport hebt seinen Kopf.

»Ich ...«, setzt Duport leise an, wird aber von einem Knacken abgelenkt – »Ja, Madame Morosini, dieses Waldstück sieht mir auch unheimlich aus.«

Stella lächelt.

»*La festa di nozze* in Penly, das Fest wird ganz bestimmt prächtig werden. Kennen Sie den *fidanzato*, Signor Duport?«

»Monsieur Mickiewicz?«

»Sì, das ist der Name. Ist er Pole?«

»Ja, das ist er.«

Duport sieht in das dunkle Waldstück. Hörte er nicht Stimmen?

»Wann wird Signor Mickiewicz nach Penly kommen?«

»Ich ... ich weiß nicht. Ich darf hierzu nichts sagen.«

Stella schüttelt sachte den Kopf.

»*La più l'esperienza che la scienza* ... Erfahrung geht vor Unterricht. Ich sagte es Ihnen bereits in Vallée-Chessy, dass Sie sich die Hörner stoßen müssen, sonst werden Sie ein Schaf. Möchten Sie ein Schaf sein?«

Duport beißt sich nachdenklich auf die Lippe.

»Man trachtet Monsieur Mickiewicz nach seinem Leben. Mehr darf ich nicht sagen ...«

»Signor Duport! Vertrauen Sie mir etwa nicht?«

»Wie können Sie so etwas fragen?! Natürlich vertraue ich Ihnen, Madame Morosini.«

Duport dreht seinen errötenden Kopf zu Stella. Zögert.

»Ich vertraue Ihnen sehr«, flüstert er.

Stella wendet sich zu Duport. Ihre Blicke treffen sich. Stella kommt Duport näher und schließt ihre Augen. Duport kann gar nicht anders, als dieses Zeichen weiblicher Hingabe zu beantworten. Diesmal ist er es, der die Initiative ergreift. Er setzt seine Lippen auf die ihren. Ein Kuss. Ein wirklicher Kuss versetzt Duport in den siebten Himmel und löst einen wohligen Schauer in ihm aus. Er beginnt in Gedanken bereits den nächsten Schritt zu skizzieren. Ja, Duport möchte diese günstige Gelegenheit nicht ungenutzt verstreichen lassen und gedenkt, seine so entgegenkommende Südländerin an Ort und Stelle zu verführen. Während er in eine freudig-frivole Erregung versinkt, merkt er nicht, was im Waldstück vor sich geht. Stella wiederum lässt geschehen. Weil sie weiß, dass der Zeitpunkt der falsche wäre, jetzt noch etwas zu unternehmen.



Lorenzo prüft mit einem kritischen Blick den Inhalt seines Tellers. Dassajew und Aljechin langen bereits kräftig zu, während der Marquis einen Becher Weinschaumcrème trinkt.

»Was ist das?«, deutet Lorenzo auf seinen Teller.

»*Bouillon de racines*«, antwortet der Marquis – »Erbsenbrühe, verfeinert mit Zwiebeln und gelben Rüben.«

»*Oddio!*«, schiebt Lorenzo den Teller von sich.

»Mit leerem Magen reist es sich schlecht«, nimmt sich Aljechin Lorenzos Teller und leert dessen Inhalt in den seinen, während Lorenzo beim Gastwirt einen Becher Weinschaumcrème ordert.

»*Marchese*, wie lange ist es noch, bis wir *la fortificazione* erreichen?

Ich bin schon ganz starr. Ich brauche endlich ein ordentliches Bett. Dort gibt es doch Betten?«

»Gewiss, Monsieur Morosini. Die Festung wurde weitreichend adaptiert und wir werden auf keine Annehmlichkeiten verzichten müssen«, antwortet der Marquis und wartet, bis die Magd den Becher für Lorenzo auf dem Tisch abgestellt hat – »Bezüglich der Reisedauer, nun, mein Kutscher meinte, wir würden noch heute in Penly ankommen. Eine gute Nachricht, nicht wahr? Darauf sollten wir trinken.«

Die Männer nehmen einen Schluck.

»Oh, *che schifo!* Wie ekelhaft!«, verzieht Lorenzo sein Gesicht zu einer säuerlichen Grimasse – »Was ist das nur für eine schreckliche *zabaglione*? In Venedig würde man den Koch darin ertränken!«

Der Marquis stellt seinen Becher vorsichtig ab.

»Ja, diese *sabayon salé* ist nicht jedermanns Geschmack. Aber man gewöhnt sich daran, wenn es die Umstände erfordern. Das süße Paris ist weit, Monsieur Morosini, und das nahe Rouen hat zwar viel Geschichte, aber wenig Glanz. Kein Wunder, dass sie dort eine heilige Jungfrau recht humorlos auf den Scheiterhaufen warfen. Ja, die Normandie und die Bretagne sind ein rohes Stück Land. Salz steht hier hoch im Kurs.«

»*Impossibile!*«, stöhnt Lorenzo und ordert beim Wirt Kaffee.

»Ich frage mich, Marquis«, kommt es von Dassajew, »warum wir nicht nach Paris gereist sind. Man hätte dort für neue Garderobe sorgen können. Es gab schließlich nicht gerade viel aus dem Schutt zu retten.«

Der Marquis macht eine entschuldigende Geste.

»Würde ich meinen Fuß in die Stadt setzen, ich müsste wohl oder übel manch unangenehmer Verpflichtung nachkommen und wie wir wissen, drängt die Zeit, weshalb ich es mir und uns versagt

habe, nach Paris zu reisen. Bezüglich der Garderobe, Messieurs, habe ich mir erlaubt, die besten Stoffe zu ordern und sie nach Penly bringen zu lassen. Schneidermeister Hâbleur ist instruiert und bereits auf dem Weg. Er wird uns vor Ort zur Verfügung stehen. Schließlich wollen wir nur im exquisitesten Rock der Hochzeit beiwohnen, nicht wahr?»

»Si«, klopft sich Lorenzo auf seine Weste, »ich habe noch den Staub von diesem *castello fatato Zauberschloss* auf meiner Kleidung. *Orribile!* Wo ist Signora Morosini? Ich habe sie schon eine Weile nicht gesehen.«

»Madame Morosini?«, wiederholt der Marquis und lässt sich einen weiteren Becher Weinschaumcrème bringen – »Monsieur Duport war so freundlich, Ihrer Gemahlin die Gegend zu zeigen.«

»Hier?«, wundert sich Lorenzo und deutet mit seinen Händen nach draußen – »Diese Gegend ist so interessant wie *popò* meines *padre*.«

»Der Reiz, Monsieur Morosini, entspringt im Kopf«, lächelt der Marquis und tupft sich mit einem Tuch seine Lippen – »Wer eine erregende Vorstellungskraft hat, der mag sich auch den hässlichsten Ort schön denken.«

Aljechin ruft Kasparov zu sich. Da sich dieser zu lange Zeit lässt und seine Livree unordentlich geknöpft hat, weist Aljechin ihn brüsk zurecht. Dann trägt er ihm auf, alles für die Weiterfahrt vorzubereiten. Ein Mundwinkel von Kasparov zuckt kurz nach oben, dann verneigt er sich und geht davon.



»Is'n Liebespaar, Fricot!«, deutet Bayeux auf Duport und Stella, deren Bank von Halunken, ein Dutzend an der Zahl, umstellt ist.

Ein spöttisches Gelächter ergießt sich über die beiden, während mehrere Hände in Duports Taschen greifen.

»Ist das alles? Eine Taschenuhr?«, bekommt Duport von Fricot, dem Anführer der Gruppe, einen Stoß in den Rücken.

»Wo hast du's Gold?«, zischt Blois.

»Bist doch ein adeliger Hurensohn!«, geifert Sissons und spuckt verächtlich vor die Füße Duports, der die Pöbelei wie in einem Alptraum wahrnimmt. Es scheint ihm alles unwirklich – und doch spürt er den Schmerz, den der Stoß verursacht hat. Duport sieht zu Stella, die regungslos neben ihm sitzt und wie versteinert wirkt. Duport erhält einen Schlag gegen seine Schläfe.

»Tauber Hund, sag schon, wo das Gold ist!«

»Ich ... ich habe nichts bei mir ... meine Börse ist in der Gastwirtschaft ... die ist nicht weit von hier, ich könnte mit Madame ...«

Fricot schlägt Duport den Hut weg, nimmt ihn an seinen Haaren und zerzt ihn förmlich hoch.

»Glaubst du, wir sind blöd, du kleiner Mistkerl?«

Fricot lässt Duport wieder los.

»Die Fotze hat nicht mal 'nen Schmuck!«

»Verflucht, das hat nichts gebracht!«

Fricot starrt auf Stella und kratzt sich im Schritt.

»Mach deine Haare auf!«

»Ja, ja, mach schon, Weib!«

Stella legt den Hut zur Seite und nimmt bedächtig ihre Spangen und Nadeln aus dem Haar. Ihre schwarze Haarpracht ergießt sich über ihren Rücken. Lautes Gegröle und Gejaule der Männer. Blois will Stella seine Lippen auf den Hals drücken, wird aber von Fricot weggestoßen.

»Keiner rührt mir das Weib da an! Die ist mit Sicherheit ein paar Münzen wert.«

»Das Weib is' doch 'ne Ausländerin.«

»Wer soll für die zahlen, ha?«

»Kannst du zahlen?«, knurrt Fricot zu Duport.

Die Köpfe der Männer drehen sich zu Duport.

»Ja, ja, das kann ich ...«

»Na bitte!«, freut sich Fricot und hilft Duport hoch – »Du gehst jetzt deine Börse holen und bringst alles mit, was du hast. Falls es zu wenig ist, dann schneide ich dir das andere verdammte Auge raus. Und deinem Weib schlitzen wir das hübsche Gesicht auf. Verstehst du?«

Duport sieht zu Stella.

»Ich ... ich möchte, dass Madame Morosini mit mir kommt, und ich verspreche, alles Geld zu bringen ...«

Gelächter. Trognon zieht Duport die Beine weg. Dieser fällt zu Boden und schlägt mit dem Hinterkopf an die Holzbank. Der jähe Schmerz beraubt ihn für einen kurzen Moment seiner Sinne. Benommen bleibt er liegen.

»Verdammt!«, flucht Fricot in Richtung Trognon – »Wenn der Kleine da hin ist, gibt das kein Geld, du dummer Hund!«

Fricot und Blois helfen Duport wieder auf die Beine und streichen seinen Rock glatt. Duport schwindelt. Er greift sich an den Hinterkopf und fühlt, wie es warm unter den Fingern wird.

»Is' nur'n Kratzer!«, merkt Loix an.

»Loix kennt sich da aus, der hat schon 'ne Menge Schläge auf'n Schädel bekommen.«

»Deshalb ist er dumm wie 'ne hohle Nuss.«

Gelächter. Fricot herrscht Duport an:

»Du blutest ja wie ein Schwein! Los, nimm ein Tuch!«

»Die feinen Pinkel haben immer so'was dabei«, nickt Brise.

Duport greift in seine Rocktasche, holt ein kleines Tuch hervor und

hält es sich an die Platzwunde am Hinterkopf. Ein jäher Schmerz durchzuckt ihn.

»Da!«, reicht ihm Fricot den Hut – »Schlaf mir nicht ein! Du holst jetzt alles Geld und bringst es hierher und dann bekommst du dein Weib zurück. Wir tun ihr nichts, so lange du machst, was wir dir sagen. Aber wehe, du pisst uns ans Bein!«

Duport dreht seinen Kopf zu Stella, die die Belästigungen der Männer ohne Regung über sich ergehen lässt, und setzt seinen Hut auf.

»Mein ... mein Gehstock«, stottert Duport – »Ich brauche ihn.«

»Du bist mir ja ein Krüppel«, reicht ihm Bayeux den Stock.

Fricot klappt Duports Taschenuhr auf.

»Ich geb dir 'ne halbe Stunde. Jede Minute, die du zu spät kommst, werden wir uns von deinem Weib zurückholen. Geh jetzt und bring verdammt noch mal alles Gold und Geld mit, was du hast!«

Duport macht sich humpelnd zur Gastwirtschaft auf.

»Und komm ja allein zurück, Kleiner, sonst ...«

Man hört die Männer, wie sie sich über Stellas Weiblichkeit lautstark unterhalten. Duport, er weiß es, muss sich beeilen.



Der Marquis tritt mit Lorenzo aus der Gaststube. Sie gehen zu einer der Kutschen, die gerade von Knechten für die Abfahrt bereit gemacht wird.

»Was ist mit *fidanzato*, mit dem Bräutigam?«, fragt Lorenzo – »Er wird doch zu seiner Hochzeit kommen?«

»Keine Sorge, er wird kommen«, antwortet der Marquis und zupft sein aufgebauschtes Halstuch zurecht.

»Ich kann es gar nicht erwarten, *fidanzato* kennenzulernen.«

»Die Freude dürfte sicherlich ganz seinerseits sein«, sagt der Mar-

quis und beginnt, die Koffer und Kisten auf dem Dach der Kutsche zu zählen. Lorenzo kneift ein Auge zusammen.

»*Oddio!* Wie konntet Ihr so viel von Eurer Garderobe aus dem *ridore* ... Trümmerhaufen retten?«

»Ich habe mir erlaubt, den Polizeiminister um ein paar Kleider zu bitten. Sein Geschmack ist zugegebenermaßen bürgerlich und sein Schritt hinkt der neuesten Mode hinterher, aber ich sollte mich darüber nicht beklagen. Sagte ich gerade ›Schritt‹? Wie dem auch sei, das Schicksal meint es jedenfalls gut mit uns. Meinen Sie nicht auch, Monsieur Morosini?«

»*Naturalmente, marchese*«, nickt Lorenzo.

Dassajew und Aljechin kommen mit dem Wirt zu den beiden.

»Man möchte uns etwas sagen«, eröffnet Aljechin.

Der Wirt räuspert sich lautstark.

»Messieurs, die Landstraße von Vatierville nach Penly geht durch ein dichtes Waldstück. Die Herrschaften sollten deshalb immer am Weg bleiben und keine Pause einlegen, weil die Gegend mit Diebsgesindel und vogelfreien Kreaturen bevölkert ist. Die sind nicht zimperlich. Haben es auf reiche Leute aus Rouen abgesehen. Und mit Adeligen, Messieurs, da erlauben sie sich derbe Späße.«

Dassajew nimmt seine Pfeife aus dem Mund und klopft sie aus.

»So etwas würden wir zu Hause nicht dulden. Marodierende Muschiks und Mördergesellen gehören auf das Strengste bestraft und ihre Familien in die hintersten Winkel des Landes verbannt. Ich merke, hier geht die Obrigkeit nicht entschlossen genug vor.«

Der Marquis wendet sich an Dassajew.

»Gewiss, *Monsieur le maréchal*, aber wir haben nun einmal in Frankreich den hohen Anspruch, ein zivilisiertes Volk zu sein oder es wenigstens in naher Zukunft zu werden. Die Warnung, das ist meine bescheidene Meinung, sollten wir nicht in den Wind schlagen.«

»*Ma non!*«, entgegnet Lorenzo – »Wir haben drei Kutschen. Wer sollte es wagen, uns anzugreifen?«

»Monsieur!«, wendet sich der Wirt an Lorenzo – »Diese Halunken, also, das sind Bestien! Für ein Stück Gold machen die alles, wirklich alles!«

»*Sì*«, nickt Lorenzo – »Das verstehe ich.«

Der Marquis klopft mit seinem Spazierstock auf den Boden.

»Dann sehen wir mal zu, dass wir von hier fortkommen. Ich würde sagen, dass wir in einer Stunde von hier aufbrechen. Was meinen die Herren?«

Zustimmung der anderen. Dassajew und Aljechin gehen wieder zu ihrer Karosse. Mickiewicz kommt aus der Gastwirtschaft, bleibt in der Tür stehen und blickt sich suchend um. Lorenzo, der mit dem Marquis und dem Wirt rund zehn Schritt entfernt steht, mustert Mickiewicz eine Weile.

»Signor Brouillé ist noch ein wenig seltsam ... *mentalmente?*«, deutet Lorenzo mit einer Hand an die Stirn.

Der Marquis und der Wirt drehen sich in Richtung Mickiewicz.

»Der Sturz durch das Mosaikfenster dürfte ihm einige Erinnerungen geraubt haben«, antwortet der Marquis – »Es wird wohl seine Zeit brauchen, bis sich sein Kopf vollständig erholt hat.«

»Ach so?«, wischt sich der Wirt seine Hände an der Schürze ab – »Dieser Herr hat mir aber gesagt, dass ich Geld spar', wenn ich jeden Morgen meinen Mägden und Knechten statt der Mehlsuppe eine Schüssel Kaffee geb'. Stimmt das jetzt am End' nicht?«

»Hört der Bauer auf den Rat eines Bankiers«, seufzt der Marquis, »gewinnt er eine Tasse Milch und verliert am Ende seine Kuh.«

Mickiewicz geht zu ihnen. Lorenzo deutet eine Verneigung an.

»Signor Brouillé, wie gehen die Bankgeschäfte?«

»Bankgeschäfte?«, runzelt Mickiewicz die Stirn – »Darüber weiß

ich nicht viel zu sagen, Monsieur Morosini. Ich bin gerade auf der Suche nach Monsieur Duport. Er wollte mit mir über die Schrift des Abbé Sièyes sprechen.«

»No, keine langen Reden von *pastore* auf Hochzeiten!«, schüttelt Lorenzo sachte den Kopf – »Das tötet jede Lust.«

»Eine Heirat ist nun mal ein Haus, Monsieur Morosini, kein Lustgarten!«, entgegnet Mickiewicz.

Der Marquis hebt eine Augenbraue.

»In diesem Fall muss ich Monsieur Brouillé recht geben«, sagt der Marquis und fügt noch murmelnd an – »Wer hätte das gedacht?«

Der Wirt wendet sich an Mickiewicz.

»Monsieur, dieser Herr, den Sie suchen, hat er vielleicht eine schwarze Klappe um sein Aug'?«

Mickiewicz nickt.

»Dann ist er bereits gefunden, Monsieur«, sagt der Wirt und deutet zur Landstraße, die durch den Wald führt.



Stella sitzt auf der Bank. Blickt starr geradeaus. Sagt nichts. Tut nichts. Fricot wirkt nachdenklich. Er winkt Sissons zu sich.

»Geh zu Thurasse. Er soll die Augen offen halten. Ich traue diesem Ausländer nicht über den Weg.«

»Mach ich!«, sagt Sissons und läuft zum Waldrand, der in Richtung der Gastwirtschaft liegt.

»Bayeux!«, ruft Fricot – »Du wartest mit den Männern auf den Kerl. Ich geh mit dem Weib zum Hügelgrab.«

»Was sollen wir mit ihm machen?«, fragt Bayeux.

»Macht mit ihm, was ihr wollt.«

Fricot deutet Stella aufzustehen. Er zieht ein scharfes Messer aus

seinem Gürtel und schneidet Stellas Kleid in der Höhe ihrer Knie ab. Die Männer sehen auf Stellas Beine, die von weißen Strümpfen geschützt sind. Ein erregtes Geraune ist zu hören.

»So ein Weib müsst' man zu Haus haben ...«

»Ja, ich tät's ihr zu jeder vollen Stund besorgen!«

Gelächter. Fricot steckt das Messer weg.

»So kommst du besser im Wald voran. Und jetzt gehen wir!«



Duport, gestützt auf seinen Spazierstock, hinkt mit schnellen Schritten auf die kleine Gruppe vor der Gastwirtschaft zu. Der Marquis empfängt Duport als erster und bemerkt, dass dieser völlig außer Atem ist. Schweißperlen stehen ihm im Gesicht. Er beugt sich erschöpft vorne über. Der Marquis legt freundschaftlich eine Hand auf Duports Schulter.

»Sie sollten sich nicht bereits am frühen Morgen verausgaben. Der Tag ist lang und wer weiß, welche Abenteuer noch auf Sie warten. Ich nehme an, Madame Morosini genießt noch das erregende Naturschauspiel, das sich ihr geboten hat.«

»Signor Duport übertreibt die Leibesübungen am Morgen.«

Duport übergibt sich vor die Füße Lorenzos, der angewidert einen Schritt zurück macht.

»Mamma mia, ist das Haferschleim von heute Morgen?«

»Monsieur Duport, wenn ich mich recht erinnere, hat heute nicht gefrühstückt«, entgegnet Mickiewicz – »Es dürfte sich demnach um den gestrigen Eintopf handeln. Wie man sieht, ist hier ...«

»Vielen Dank, Monsieur Brouillé, ich denke, wir haben genug gehört«, klappt der Marquis das Trittbrett der Kutsche herunter und lässt Duport darauf Platz nehmen.

»Ich werde für Monsieur ein Glas Weinbrand holen«, sagt der Wirt und geht hinein.

»Es ... hat mich überwältigt«, keucht Duport leise, hebt seinen Kopf und starrt in eine Leere, die er mit alptraumhaften Bildern füllt –

»Ich muss zurück ... zur Lichtung! Ich muss ...«

»Lassen Sie es für heute gut sein«, flüstert der Marquis – »Zu viele frisch gepflückte Früchte verderben den Magen. Und der Gärtner sieht es nicht gern, wenn ...«

»Eine Räuberbande!«, schüttelt Duport den Kopf und nimmt seinen Hut ab – »Ich wollte verhandeln, aber ... sie ließen nicht mit sich reden. Ich muss meine Börse holen ... alles Geld ... «

»Er hat eine Wunde«, deutet Mickiewicz auf eine blutverkrustete Stelle an Duports Hinterkopf.

»Si, hier stoßen sich viele die Köpfe«, nickt Lorenzo – »Wo ist Signora Morosini? Ist sie in die Hände der *banda di malviventi Verbrecherbande* geraten?«

»Ich ... ich konnte nichts tun. Es waren so viele«, antwortet Duport völlig niedergeschlagen – »Ich soll ihnen alles Geld bringen, nur dann lassen sie Madame Morosini frei. Ich muss mich beeilen, sonst ...«

Duport möchte sich erheben, wird aber vom Marquis daran gehindert.

»Ich denke, Sie haben für heute bereits genug Abenteuer erlebt, Monsieur Duport. Sehen wir zu, dass wir Madame Morosini unbeschadet aus den Händen der Strolche befreien. Ich könnte mir vorstellen, dass uns die russische Armee dabei gute Dienste leisten wird. Monsieur Brouillé, möchten Sie so freundlich sein, ein Gesuch an die russische Botschaft zu formulieren?«

»Was soll ich schreiben?«, fragt Mickiewicz.

Der Marquis seufzt.

»Ein nüchterner Bankier, wie er leibt und lebt. Gehen Sie einfach zur Kutsche des Feldmarschalls und holen Sie ihn her.«

»Wie Sie meinen, Marquis«, gibt Mickiewicz zurück und macht sich zu Dassajew auf, während der Wirt mit einem Glas Weinbrand angelaufen kommt. Er reicht es Duport in die zittrige Hand. Duport nimmt einen kräftigen Schluck. Die Schärfe der gebrannten Trauben lässt ihn husten. Als er dem Wirt das leere Glas zurückgibt, kommen Dassajew, Aljechin und Mickiewicz zu ihnen.

»Was ist geschehen?«, wendet sich Dassajew an den Marquis.

»Monsieur Duport und Madame Morosini wurden nicht unweit von hier von einer Räuberbande überfallen. Madame Morosini ist noch in der Gewalt der Männer. Ich denke, *Monsieur le maréchal*, wir sollten etwas unternehmen.«

Duport blickt auf.

»Aber ... es sind ein Dutzend Männer!«

»Ein Dutzend Männer?«, wiederholt der Marquis überrascht.

»Messieurs«, wirft der Wirt ein, »mit diesen Halunken ist nicht zu spaßen. Mordsgefährlich sind die!«

Dassajew streift sich seine Handschuhe über.

»Das sind wir auch!«



Stella sitzt auf einem kleinen Fässchen und lehnt mit dem Rücken an einem kalten Steinobelisken, der viele Meter in die Höhe ragt. Fricot geht geduckt in ein Hügelgrab und kommt wenig später mit einer Weinflasche und zwei Gläsern heraus. Er macht beide Gläser halb voll und reicht eines Stella.

»Ist ein guter Wein. Die Flasche haben wir von 'nem Pariser Rechtsverdreher, der sich hier in der Gegend aufhält.«

Fricot nimmt einen herzhaften Schluck. Stella nippt.

»Ich frage mich die ganze Zeit ...«, setzt Fricot an – »Was macht so eine schöne Frau wie du mit so 'nem einäugigen Kerl, dem noch nicht mal ein Bart wächst? Ist der Ausländer vielleicht reich?«

»No, Signore, reich ist er nicht.«

Fricot sieht Stella länger in die Augen. Stella erwidert den Blick.

»Sie sind kein Dieb, Singore, ich kann es sehen.«

»Ich bin, was ich bin«, zuckt Fricot mit den Achseln – »Hätte ich dich nicht in meiner Gewalt, du würdest dich nicht mit mir abgeben. Ihr feinen Damen seid alle gleich.«

Stella nippt.

»Aber auch eine feine Dame sehnt sich hin und wieder nach einem *avventura* ... Abenteuer«, entgegnet Stella in einem Ton, der sowohl von Hingabe als auch Herausforderung spricht.

»Du spielst mit dem Feuer!«, stellt Fricot das Glas zur Seite –

»Und das ist gefährlich!«

»*Ma non*. Ich bin eine Frau«, gibt Stella mit einem koketten Augenaufschlag zurück – »Und Frauen sind doch nicht gefährlich, eh?«



Der Marquis und Mickiewicz sehen der Karosse von Dassajew nach, wie sie langsam auf die Landstraße einbiegt und sich in Richtung der Waldlichtung bewegt.

»Jetzt hoffen wir mal, dass alles gut geht und Monsieur Duport kühlen Kopf behält«, sagt der Marquis.

»Vielleicht hätte man in diesem Fall in Verhandlung treten sollen«, merkt Mickiewicz an – »Räuberbanden geht es immer nur um Geld. Weil Geld Freiheit bedeutet. Und wer frei ist, der ist nicht in Ketten.«

»Es scheint, als würde sich hinter der Maske des langweiligen Bankiers ein noch langweiligerer Philosoph verbergen.«

»Ich habe jedenfalls bemerkt, Marquis, dass ich den Charakter eines Menschen sehr leicht lesen kann. Beispielsweise bedeutet den beiden russischen Offizieren Geld nichts, Ehre hingegen alles. Bei Monsieur Morosini ist es umgekehrt. Er würde für ein Goldstück vermutlich einen guten Freund verkaufen.«

»Oder sein Eheweib. Für einen Gesandten ist er mir in der Tat zu gierig. Aber vielleicht tun wir ihm unrecht. Die Zeiten haben sich geändert. Alle gieren nach Macht und Gold. Es gibt kein Entkommen. Da fällt mir ein, ich kannte einmal einen polnischen Gelehrten namens Mickiewicz, dem aller Reichtum zu Füßen lag und der doch nicht davon geblendet wurde. Kennt Ihr diesen Mann vielleicht?«

»Nein, Marquis, der Name ist mir unbekannt ... wiewohl ...«

»Ja?«, geht der Marquis näher an Mickiewicz heran – »Sprecht. Nur zu. Mag es auch noch so seltsam sein, was Euch gerade im Kopf herumspukt.«

»Da spukt nichts in meinem Kopf, Marquis. Ich habe nur festgestellt, dass ich den einen oder anderen Gedanken in einer mir fremden Sprache formuliere.«

»Ist die Sprache vielleicht polnisch?«

»Dazu kann ich nichts sagen. Aber es wäre absurd, würde ein Genfer Bankier, wie ich einer bin, polnisch sprechen.«

»Sehr absurd«, nickt der Marquis – »Gehen wir in die Gaststube und warten auf gute Nachrichten.«

»Warum seid Ihr nicht bei dieser Unternehmung dabei, wenn ich fragen darf?«

»Ich denke, man sollte das kriegslüsterne Handwerk jenen überlassen, die darin geübt sind. Meint Ihr nicht auch?«

»Ja, gewiss doch. Ihr scheint mir wahrlich zu alt dafür.«

Der Marquis kneift ein Auge zusammen.

»Zu alt? Monsieur Brouillé! Ein Greis bin ich noch lange nicht. Man gebe mir eine Pistole und einen Degen und ich würde ein Dutzend nichtsnutziger Halunken in die Flucht schlagen!«

Mickiewicz runzelt die Stirn.

»Nur mit einer Pistole und einem Degen?«

Der Marquis seufzt.

»Zwei oder drei Kanonen würden freilich nicht schaden.«

Mickiewicz nickt.

»Ich bemerke, werter Marquis, Ihr übertreibt sehr gerne.«

»Ja, in diesem Handwerk bin ich besonders geübt!«

• • • •

Réveillon

Die Logik des Bürgertums

Die Kutschen nähern sich gemächlich ihrem Ziel, der Hafenstadt Penly, an der Küste der französischen Normandie. Duport und der Marquis haben es sich im Wagen bequem gemacht und schlummern. Mickiewicz blättert in einer Broschüre, die vom Aufstieg eines verarmten Jungen zum respektablen und begüterten Pariser Tapetenfabrikanten erzählt, verfasst von Jean-Baptiste Réveillon*.

»Ich wurde von sehr armen Eltern geboren und kam vor fünfzig Jahren zu einem Papierfabrikanten in die Lehre. Nachdem ich drei Jahre als Lehrling bei ihm zugebracht hatte, wollte er mich nicht länger bei sich behalten. Ich musste sein Haus verlassen, und war in Paris mehrere Tage ohne Wohnung, ohne Brot und in zerrissenen Kleidern, die mich kaum vor der Kälte schützten. Dieser schreckliche Zustand brachte mich beinahe zur Verzweiflung. Ich war vor Hunger und Kälte schon halb todt, als ich einen meiner Freunde, den Sohn eines Schreiners, unvermutet antraf. Er bedauerte mich, konnte mir aber nicht helfen, weil er selbst kein Geld hatte; aber er hatte einen Hobel bei sich; diesen verkaufte er, und kaufte aus dem gelösten Gelde Brot für mich. Er ging mit mir zu verschiedenen Papierhändlern, die er kannte, um mir Arbeit zu verschaffen. Aber mein elendes Aussehen war Schuld, dass mich niemand in Dienst nehmen wollte. Endlich kamen wir zu einem, der mir zwar keine Arbeit versprach, aber mir doch erlaubte, in seinem Hause einige Tage zu bleiben. In dieser Zeit beobachtete er mich genau, mein Betragen gefiel ihm, und er behielt

* geb. 1725

»Witzig, geistreich und klug.«
Mila Becker
Buchhandlung, Voerde
zu Band I und II



»Herrliche Dialoge.«
libromanie.de
zu Band I

»Klare Leseempfehlung.«
buch-ratschlag.de
zu Band II

»Nachhilfe in europäischer
Entwicklungsgeschichte.«
b(l)ücher.blog
zu Band I

»Richard K. Breuer hat das Geschick,
interessante, gut recherchierte und
zugleich amüsante Geschichten aus
alter Zeit mit Verve zu erzählen, wobei
er seine liebenswert verschrobenen
Protagonisten gekonnt und mit feiner
Feder zeichnet.«

Helene Luise Köppel, Autorin
zu Band II

»Dieser Roman ist köstlich.«
lesefieber.ch
zu Band II

letzter Band der Tiret- Saga

NORMANDIE. APRIL 1789.

In der ehemaligen Hafenfestung von Penly soll endlich die Hochzeit zwischen Aleksander Mickiewicz und der älteren Tochter der Opaliński abgehalten werden. Während man über ein kurz zurückliegendes Verbrechen rätselt – »Hat der Sohn seine Mutter tatsächlich kaltblütig in die Tiefe gestürzt?« – wird vor dem Haupttor ein Gast der Feierlichkeit hinterrücks erschlagen. Als Schuldiger wird Thomas Duport ausgemacht. Doch Marquis d'Angélique denkt nicht daran, den jungen Amerikaner auszuliefern und löst damit eine blutige und brutale Konfrontation aus, die am Ende 13 Leichen und eine wütende Seele in der Festung zurücklassen wird.

13 Leichen und eine wütende Seele

ISBN 978-3-9502498-4-2



www.1668.cc



€ 19,90 (A, D)

9

783950 249842

©rkf